

Meine
Reise über
den Atlantik –
und wie sie
mein Leben
veränderte

PER ANHALTER IN DIE KARIBIK



CARL BECCARD

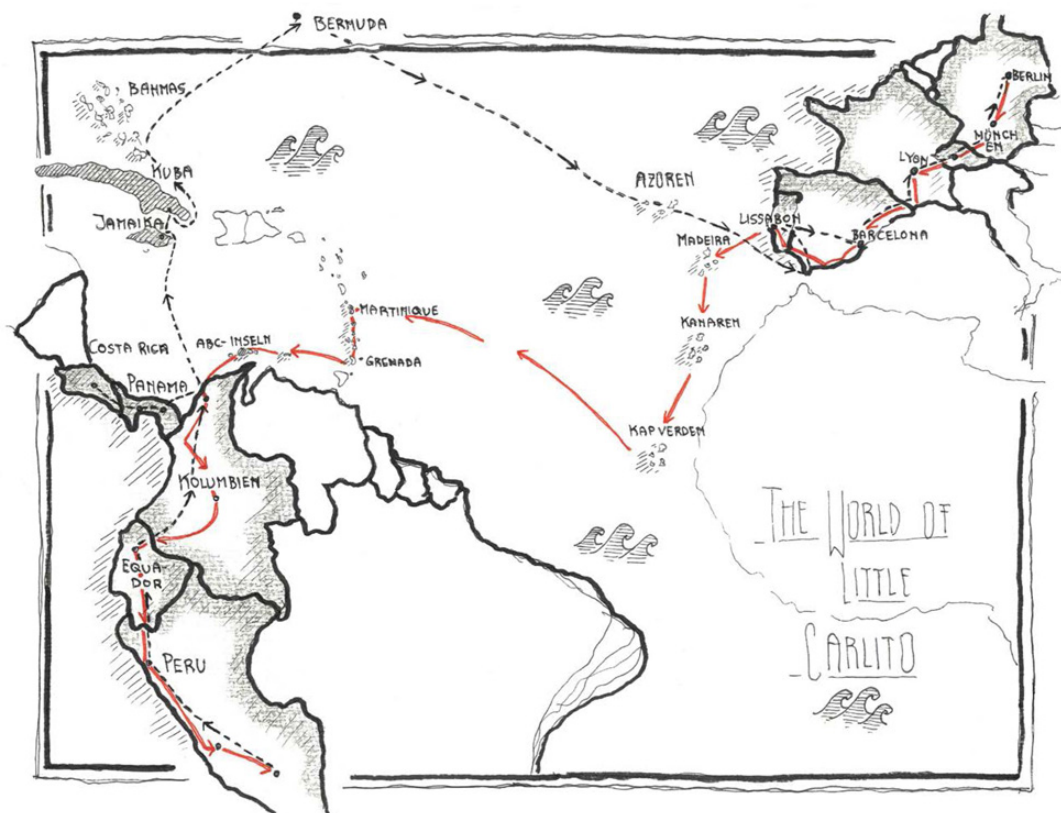
MIT JENS BRAMBUSCH



DUMONT

Mit 14 Jahren hört Carl Beccard ein Hörbuch über einen Mann, der per Anhalter über den Atlantik segelte. In dem Moment war ihm klar: Wenn er mit der Schule fertig ist, dann reist er um die Welt. Vier Jahre später macht er sich auf den Weg - mit wenig Geld im Gepäck und einem großen Traum im Kopf. Die nächsten drei Jahre ist er in der Karibik, in Kolumbien, Panama, Peru und Ecuador zuhause. Er wird ein begeisterter Segler, repariert Boote, baut improvisierte Camps und legt auf der Ladefläche von Trucks tausende Kilometer zurück. Und er findet heraus, was ihm wirklich wichtig ist im Leben. Heute lebt er in Schleswig und macht dort eine Ausbildung zum Bootsbauer.

»Per Anhalter in die Karibik« erzählt die Geschichte seiner dreijährigen Reise. Eine Geschichte von Aufbruch und Abenteuern, von Freundschaften und von der ersten Liebe, vom Scheitern und vom Ankommen.





Carl Beccard

Mit Jens Brambusch

PER ANHALTER IN DIE KARIBIK

Meine Reise über den Atlantik – und wie sie mein
Leben veränderte



1. Auflage 2026

© MAIRDUMONT GmbH & Co KG, Ostfildern

Lektorat: Regina Carstensen

Satz und Bildbearbeitung: typopoint GbR, Ostfildern

Covergestaltung: favoritbüro, München (unter Zuhilfenahme einer Illustration von alaver/shutterstock)

Bilder Umschlag: privat

Karte: Carl Beccard

Bilder Innenteil: Haven August Banks (S. [8](#) oben), Carl Beccard (S. [1](#), S. 2 unten, S. [5](#) oben und unten rechts, S. 6 unten, S. [7](#) unten links), Jens Brambusch (S. [3](#) alle), Maresa Rinner (S. 2 oben), Ally Schober (S. [4](#) alle), Sofia Stoponi (S. [5](#) unten links, S. 6 oben, S. [7](#) oben und unten rechts), Anette Tulusso (S. [8](#) unten)

Alle Angaben ohne Gewähr. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 9783616037615

Printed in Poland

Die Namen der im Buch erwähnten Personen wurden geändert, wenn sie nicht mit ihrem Echtnamen erscheinen wollten.

INHALT

Prolog

1 Der kleine Carl

2 Aller Anfang ist schwer

3 Mein erstes Boot

4 Das lange Warten

5 Ein Schiff wird kommen

6 Hello Africa

7 Über den großen Teich

8 Schlaflos auf Martinique

9 Sofia

10 Gestrandet auf Curaçao

11 Im Reich der Narcos

12 Am Marterpfahl

13 Sufer's Paradise

14 Abschied auf Zeit

15 Oh, wie schön ist Panama

16 Der geplatzte Traum

17 Captain Jasper

18 Heimfahrt mit Hindernissen

19 Die letzten Meilen

Epilog

PROLOG

Es ist bereits Mitte Januar, und ich könnte heulen. Vor mehr als einem halben Jahr habe ich Berlin mit sonnigem Gemüt verlassen, auf dem Rücken all meine Habseligkeiten, im Kopf ein verwegener Plan. Für mehrere Jahre wollte ich nach dem Abitur durch die Welt reisen, Grenzen überschreiten und meine eigenen ausloten. Alleine, ohne Erfahrung und ebenso wenig Geld. Vielleicht habe ich die Herausforderungen des Vagabundenlebens unterschätzt. Oder mich überschätzt? Bin ich die Reise etwa zu naiv angegangen? Denn schon seit Wochen hänge ich auf Gran Canaria fest. Gedanken, die ich zuvor nie hatte, mäandern an diesem Abend durch meinen Kopf.

Ein weiterer Tag neigt sich seinem Ende entgegen, und passend zu meiner Laune hat mit der Abenddämmerung ein leichter Nieselregen eingesetzt. Ich sitze allein unter einer Plastikplane auf meinem kleinen Felsen und lasse meinen Blick über die blinkenden Lichter des Hafens von Las Palmas streifen. Ein Anblick, der mich in den vergangenen Wochen stets mit Hoffnung erfüllt hat. Im Vordergrund flackern die gelblichen Leuchten der überfüllten Marina, ich höre Musik, Stimmen und Lachen aus den Hafenbars. Hunderte Segelboote liegen an den Stegen so eng beieinander wie Fischstäbchen in der Packung. Jeder Mast ein Ausrufezeichen, das mich an meinen langjährigen Traum erinnert. Von den Kanaren will ich per Anhalter in die Karibik!

Weiter hinten, vor der großen Mole, liegen Frachter im Industriehafen, in dem riesige Container bunt wie Legosteine aufeinandergestapelt werden. Seefahrerromantik trifft auf Sehnsucht. Häfen haben mich schon immer fasziniert, sie sind das Tor zur Welt. Genau deshalb bin ich hier. Auch ich will in die Welt. Ach was, im Idealfall einmal um die Welt. Doch dieses blöde Tor will sich partout nicht öffnen. Nicht für mich. Es ist zum Verzweifeln.

Biep-biep-biep-biep. Das durchdringende Piepen der mobilen Lastkräne, die unten am Hafen emsig wie Ameisen Container um Container stapeln, nervt mich. Es hallt wie ein Tinnitus in meinen Schädel. Als ich vor knapp zwei Monaten auf der Insel ankam, war das noch anders. Da erinnerten mich die Warntöne eher an ein EKG. Jedes Biep ein Herzschlag des pulsierenden Hafens. Heute klingt es wie Herzflimmern. Irgendetwas hat sich geändert in den vergangenen Wochen. Oder habe ich mich verändert? Wo ist nur der lebens- und abenteuerlustige Carl geblieben, der immer gute Laune hatte? In den letzten Tagen erkenne ich mich manchmal selbst nicht wieder.

Vielleicht sind es die ständigen Abschiede, die an mir nagen. Sie sind das Schlimmste am Reisen. Ich hasse sie! In den vergangenen Monaten habe ich so viele tolle, interessante und manchmal auch skurrile Menschen kennengelernt, die zu Freunden, ach was, zu meiner Familie wurden. Zu meiner Ersatzfamilie irgendwo im Nirgendwo. In Berlin wurde ich eher belächelt ob meiner Pläne. Urlaub machen, na klar, das wollen viele nach dem Abi. In den Flieger steigen, bei Tomatensaft mit Salz und

Pfeffer zwei Folgen *Ice Age* schauen und Stunden später irgendwo am anderen Ende der Welt in einer Hängematte baumeln. Noch schnell ein Selfie am weißen Strand, ein Foto beim Cocktailschlürfen oder Partymachen. Filter drüber und ab damit auf Instagram oder TikTok. Hier ein Reel, da eine Story.

Aber die virtuelle Welt ist nicht meine. Ich will die reale Welt entdecken, fremde Kulturen kennenlernen und obendrein mich selbst. Wie weit komme ich? Was sind meine persönlichen Grenzen? Wo ist mein Platz in dieser Welt? Darum geht es mir. Mit Urlaub hat das wenig zu tun. Erst dachte ich, ich sei mit dieser Einstellung allein. Aber seit ich Berlin verlassen habe, treffe ich sie überall: Menschen, die genauso ticken wie ich. Rund um die Uhr hängen wir zusammen ab, organisieren uns etwas zu essen, kramen dafür nachts in Müllcontainern von Supermärkten und suchen gemeinsam ein sicheres Quartier für die Nacht. Wir erzählen uns unter einem funkelnden Sternenhimmel von unseren schönsten Erlebnissen und träumen gemeinsam von Sehnsuchtsorten am anderen Ende der Welt. Lagerfeuer, Tanzen, Singen und Lachen – aber manchmal fließen auch Tränen. An Tagen, an denen wir Abschied voneinander nehmen müssen. An Tagen wie heute.

Janko, einer meiner besten Freunde, hat tatsächlich noch ein Boot gefunden, das ihn mitnimmt auf die andere Seite des Atlantiks. Wahnsinn! Ebenfalls auf meiner Bucket List steht das ganz oben. In der heutigen digitalisierten Welt gibt es nicht mehr viele Abenteuer. Vielleicht den Mount Everest besteigen, durch die Sahara wandern oder

eben einen Ozean überqueren. Ein kleines Boot auf der weiten See, angetrieben nur von der Kraft des Windes. Wochenlang sind da nichts als Wasser und Horizont. Mal ist die Natur dein Freund, wenn der Wind sanft die Segel bläht, die Sonne Energie schenkt und das Meer die Nahrung liefert. Mal ist sie aber auch dein erbitterter Feind. Bei Stürmen oder Flauten, bei Blitz und Donner. Wo kann man mehr über sich selbst herausfinden als auf dem Meer? Ohne Ablenkung, ohne Internet, ohne fremde Hilfe, Tausende Kilometer entfernt von jeder Küste. Ganz auf sich allein gestellt.

Seit ich im Sommer 2022 in Berlin aufgebrochen bin, habe ich bereits viel erlebt und noch mehr gelernt. Über die Welt, die Menschen – und am meisten über mich. Meist war ich derjenige, der irgendwann weitergezogen ist. Seit ein paar Wochen ist das anders. Ich bin der, der zurückbleibt. Und das schlägt auf meine Stimmung. Nicht dass ich meine bisherige Reise bereuen würde, ganz im Gegenteil, aber mich beschleicht langsam das Gefühl, mein Abenteuer könnte schon bald ein Ende nehmen. Seit Wochen sitze ich auf Gran Canaria fest und versuche verzweifelt, ein Segelboot zu finden, das mich mitnimmt in die Karibik. Wie es dann weitergeht, wird sich zeigen.

Im Yachthafen von Las Palmas habe ich bereits Dutzende Crews angesprochen – und immer eine Absage kassiert. Ich will mich nicht beschweren, die Zeit auf den Kanaren ist großartig. Die Community der Tramper hat mich mit offenen Armen empfangen, ich habe Freunde gefunden, die ich zwar aus den Augen, aber nicht aus dem Herzen verlieren werde. Zu viel haben wir schon gemeinsam erlebt.

Unser Camp am Strand wurde von der Polizei geräumt, ich habe bei Flüchtlingen aus Marokko Unterschlupf gefunden, mich aus Mülltonnen ernährt und einmal sogar in einer gepennt. Seit ein paar Tagen schlafe ich auf meinem kleinen Felsen in einem Park. Ich brauchte Abstand, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Und von hier oben habe ich einen fantastischen Blick über die Stadt und eben den Hafen. Wenn nicht gerade ein Kreuzfahrtschiff die Luft verpestet, atme ich den salzigen Atlantik. Nachts starre ich in das Nichts über dem Meer. Ich fühle mich vom Ozean magisch angezogen wie von einem schwarzen Loch, in dem schon so viele Freunde von mir verschwunden sind. So wie heute. Oh Mann, wie gerne wäre ich dabei gewesen. Habe ich schon gesagt, dass ich Abschiede hasse? Ich hasse sie wirklich.

Eigentlich hatte ich gehofft, weiße Weihnachten zu feiern. Irgendwo in der Karibik unter Palmen, an einem Strand mit feinem Sand, so weiß wie Schnee. Aber jetzt haben wir schon Mitte Januar, und die Saison für die Transatlantikpassage neigt sich langsam dem Ende zu. Mit jedem Tag wird es aussichtsloser, noch ein Boot zu finden. Und so wie mir geht es vielen. Die Stimmung unter uns Trampnern kippt gerade. Was soll ich nur machen, wenn ich kein Boot mehr finde? Etwa bis kommenden November, wenn die Saison wieder startet, auf Gran Canaria bleiben? Oder aufgeben?

In Momenten wie diesen greife ich oft zu meinem Tagebuch und schreibe meine Gedanken nieder. Das hilft mir, sie zu ordnen. Und manchmal, wenn mir die Worte

fehlen, skizziere ich meine Erlebnisse in Bildern oder Comics.

Ich knipse meine Stirnlampe an, krame in meinem Rucksack und hole das Tagebuch heraus. Den ersten Eintrag habe ich verfasst, da war ich noch in Berlin. Ich habe ihn überschrieben mit »Der Sinn des Lebens«. Damals habe ich versucht, meine Motivation für und meine Erwartungen an die Reise aufzuschreiben. Statt einen neuen Eintrag zu verfassen, beginne ich zu lesen.

Eigentlich haben wir keine Wahl. Ungefragt werden wir eines Tages irgendwo aus unserer ersten warmen Behausung geschmissen, und dann sind wir halt da. Kleine, schreiende Bündel. Früher oder später landen wir ungefragt im Kindergarten und später in der Schule. Dort lernen wir zu 99 Prozent Dinge, die uns relativ wurst sind. Mit irgendeinem Abschluss in der Tasche oder auch völlig ohne irgendeine schulische Auszeichnung sollen wir uns dann in die Gesellschaft einbringen. Wir machen eine Ausbildung oder beginnen mit dem Studium. Zwar haben die wenigsten eine genaue Vorstellung, was sie studieren sollen oder vielmehr wollen. Aber Hauptsache, man studiert. Anschließend folgen viele Jahre mehr oder weniger erfülltes Arbeiten. Viele gründen eine Familie und setzen Kinder in die Welt. Einige bauen ein Haus. Irgendwann ist man alt und stirbt. Das war's dann. Und das soll der Sinn des Lebens sein?

Ich glaube, es gibt nicht den einen Sinn des Lebens. Für jeden sollte es ein anderer sein. Ich denke, dass es bei der Suche nach dem Sinn des Lebens um die Suche nach einem erfüllten Leben geht. Es geht nicht ums reine Überleben,

sondern ums Leben und Erleben. Der Mensch strebt schließlich nicht nur nach der Befriedigung einfacher Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken und Schlafen, sondern auch nach der Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse. Sei, wie du immer sein wolltest! Eine Aufforderung und Lösung zugleich und obendrein eine der größten Mutproben unseres Lebens. Doch genau das ist der Punkt!

Bleib dir selbst treu. Tue das, was dich glücklich macht. Liebe und werde geliebt, suche nicht nach Anerkennung, finde sie. Kurz gesagt, verwirkliche dich selbst. Und das sieht bei jedem Menschen anders aus. Wie also bei mir?

Ich denke, die meisten Menschen sehen das Leben viel zu ernst. Sie versuchen, den Idealen, den Erwartungen anderer hinterherzulaufen, statt zu tun, was sie wirklich glücklich macht. Materielle Dinge interessieren mich nicht, Statussymbole sind mir egal. Ich will nichts tun, nur weil andere es von mir erwarten. Mir sind meine eigenen Erfahrungen wichtig. Emotionen, Erlebnisse, Erinnerungen. Und die Lebensfreude, mir diese Freiheit zu gönnen. Ich will nicht einfach leben. Ich will mich ausleben, etwas erleben.

Jetzt, mit 18 Jahren, frage ich mich das erste Mal, ob der kleine Carl stolz wäre auf den Carl, der ich jetzt bin. Diese Frage kann ich ganz klar mit Ja beantworten. Und das ist ein gutes Gefühl! Gerne möchte ich das Gleiche auch in 30, 40, 50 oder 80 Jahren sagen können. Ich will ehrlich zu mir selbst sein, selbstbestimmt leben, mich nicht verbiegen. Ich will nicht besser sein als andere, ich will mich an mir selbst messen. Und mein bestes Ich zum Vorschein bringen.

Der Nieselregen hat aufgehört, hier und da schimmern Sterne durch die dünne Wolkendecke. »*Mein bestes Ich zum Vorschein bringen ...*« Der letzte Satz hallt in mir nach. Davon fühle ich mich die letzten Tage weit entfernt. Aber die Worte motivieren mich, spornen mich an. Daran muss ich arbeiten. Ich verstaue das Tagebuch in meinem Rucksack, knipse die Stirnlampe aus und krieche in meinen Schlafsack. Drüben, am Industriehafen, werden immer noch Container verschoben. Das Piepen hört sich wieder an wie der Puls des Lebens. Mir kommt es so vor, als hätte ich gerade den Schlüssel zum Tor der Welt rasseln gehört. Ich bin aufs Neue voller Zuversicht, dass es sich schon bald auch für mich öffnen wird. Nein, das beschließe ich für mich. Meine Reise darf und wird nicht auf Gran Canaria enden. Sie muss weitergehen. Schließlich gibt es da draußen noch so viel zu lernen. Über die Welt. Vor allem aber über mich. Und das ist ja der Sinn meiner Reise. Der kleine Carl soll später schließlich einmal stolz sein auf mich.

Kapitel 1

DER KLEINE CARL

An dem Tag, als ich beschloss, auf Weltreise zu gehen, saß ich im Camper meiner Eltern. Die Landschaft Südfrankreichs flog wie ein Film an meinem Fenster vorbei. Sanfte Hügel mit Rebstöcken in Reih und Glied, die Linien gezogen wie mit einem Lineal, hier und da ein knorriger Olivenbaum oder eine Zypresse, die in den Himmel ragte. In der Luft lag ein feiner Hauch von Rosmarin und Thymian, die Nachmittagssonne tauchte die Dörfer in ein warmes Ocker.

Für all die Schönheiten Frankreichs hatte ich aber keinen Sinn. Ich lauschte fasziniert einem Hörbuch. Der Autor war mit 50 Euro um die Welt gereist und von den Kanaren in die Karibik gesegelt. Als Anhalter! In meiner Fantasie sah ich mich bereits auf einem Segelboot, auch wenn ich noch nie gesegelt war. Plötzlich verspürte ich eine unglaubliche Sehnsucht, die Welt zu bereisen. Ich stellte es mir als das ultimative Abenteuer vor, einfach den Daumen in den Wind zu recken und zu schauen, wohin es mich verschlägt. Ich wollte meinen Platz in der Welt finden, denn da musste doch mehr sein als Oberschöneweide in Berlin. Seit diesem Tag in Südfrankreich dachte ich an nichts anderes mehr. Doch ich musste noch vier Jahre warten. Ich war gerade erst 14 Jahre alt.

Um zu verstehen, was mich zu meiner Reise angetrieben hat, muss ich in meine Kindheit zurückblenden. Ich war ein schüchterner Junge, ein Eigenbrötler. Ich lebte mit meinen Eltern in einem dieser klassischen Berliner Altbauten. Auch wenn die Mauer bereits seit 14 Jahren gefallen war, als ich am 28. Oktober 2003 das Licht Berlins erblickte, atmete Oberschöneweide noch den Charme des Ostens. Ruß in den Fugen, schwere eiserne Tore, und in den Mauern der wuchtigen Backsteinbauten am Ufer der Spree klebte immer noch dieser Geruch von Braunkohle und Öl. Mein Papa ist Architekt, meine Mama Requisiteurin beim Film und im Theater. Von beiden habe ich wohl so etwas wie eine künstlerische Ader geerbt – und den Drang nach Freiheit und Abenteuer. Die Reiselust wurde mir quasi in die Wiege gelegt. Und diese Wiege war ein ausgebauter Bulli, ein T5. Als Kind mochte ich die Urlaube mit meinen Eltern, ich fühlte mich sicher und geborgen, zurück in Berlin verzog ich mich aber meist in mein Zimmer. Denn sobald ich die Tür hinter mir schloss, öffnete sich mir meine ganz eigene Welt – eine Fantasiewelt aus Wikingern, Piraten und Dinosauriern.

Mein Kinderzimmer glich einer Mischung aus Haithabu und Jurassic Park. Überall lagen Knochen und Gerippe. Nur dass die Skelette, die ich sammelte, weder von einem Brachiosaurus noch von einem Tyrannosaurus Rex stammten, sondern eher von einem *Gallus gallus domesticus* oder einem *Oryctolagus cuniculus* – also einem gewöhnlichen Huhn oder Kaninchen. Jeden Knochen, jeden Zahn, jedes Geweih, alles, was ich am Straßenrand, in Büschen oder im Wald fand, sammelte ich. Und ich hatte

sogar ein paar echte Fossilien in meinem Fundus. Später, das stand für mich fest, würde ich Paläontologie oder Archäologie studieren.

Mit den coolen Kids in der Grundschule konnte ich wenig anfangen. In ihren Gesprächen ging es oft um die neuesten Handys und die besten Ballerspiele am Computer. Beides interessierte mich nicht. Mir reichten meine Bücher über die großen Abenteurer, aus denen mir meine Eltern und Oma Rosi vorlasen. Während meine Klassenkameraden Popsternchen oder Boybands anhimmelten, war das Idol meiner Kindheitstage Leif Eriksson, der Wikinger, der noch vor Kolumbus Amerika entdeckte.

Mit elf Jahren bekamen die Mauern meiner kleinen heilen Welt Risse. Mein Papa bekam ein Angebot aus London, und für zwei Jahre tauschten wir die Spree gegen die Themse. Ich bekam Panik, Veränderungen verunsicherten mich. Und so waren die ersten Wochen in England die Hölle. Die Anforderungen in der Schule waren ungleich höher als in Berlin. Ich fühlte mich richtig dumm. Und das nagte an meinem Selbstbewusstsein.

Breakdance war meine Rettung. Mich faszinierte die Mischung aus Tanz, Akrobatik und Athletik. Auch wenn jeder für sich tanzte, war ich plötzlich Teil einer Clique. Einmal in der Woche trainierte ich in der Gruppe, entwickelte ein ganz neues Körpergefühl – und gewann an Selbstvertrauen. Das übertrug sich ebenso auf die Schule. Alles wurde leichter. Ich begann London plötzlich zu lieben. Und dann, nach zwei Jahren, hieß es schon wieder Koffer packen. In der Zwischenzeit hatte ich mich verändert. In England war aus dem kleinen Carl ein selbstbewusster

Teenager geworden. Ich hatte die Veränderungen angenommen und war an ihnen gewachsen. Und so konnte ich mir auch an diesem Tag in Südfrankreich vorstellen, in die weite Welt zu ziehen.

Meine Eltern sind coole Socken. In all meinen Plänen, so verrückt sie sind, haben sie mich immer unterstützt. So war es auch, als ich am besagten Sommertag im Camper sagte: »Wenn ich mit der Schule fertig bin, dann reise ich um die Welt.« Meine Eltern drehten sich zu mir um und meinten: »Klar, mach das!« Sie wussten, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe, ziehe ich das durch.

Zurück in Berlin verging kein Tag mehr, an dem ich nicht an meine Reise dachte. Gleichzeitig trainierte ich mit den B-Boys, einer legendären Breakdance-Gruppe, und nahm an einigen Battles teil. Okay, meine Erfolge waren überschaubar. In dieser Zeit entdeckte ich meine zweite große Leidenschaft, das Bouldern, und die Kletterhalle Ostbloc wurde zu meinem zweiten Zuhause. Mehrmals wöchentlich kraxelte ich an den alten Backsteinwänden. Mit der körperlichen Fitness wuchs auch meine Willensstärke. Sport wurde zu einem integralen Bestandteil meines Lebens.

Meine Reisepläne hatte ich dabei immer im Hinterkopf. Ich sammelte Pfandflaschen, Zeitungen, Kupfer- und Messingdrähte. Alles, was ich am Recyclinghof zu Geld machen konnte, sackte ich ein und veredelte es für meine Reisekasse. Ich hatte alles genau geplant. Mit 17 Jahren würde ich mein Abi machen, dann noch ein Jahr jobben, ehe ich im Sommer 2022 aufbrechen würde. Alles fügte sich zusammen wie ein großes Puzzle mit einem Globus als

Motiv. Die Schule schloss ich mit einem Einser-Abi ab, fand einen Job in der Kletterhalle und investierte in meine Ausrüstung. Ein guter Rucksack war das Wichtigste, hinzu kamen ein Zelt, ein Schlafsack und eine Isomatte, Wanderstiefel, ein Kocher, mehrere Messer, eine Stirnlampe sowie Powerbanks, ein Tarp und eine Regenjacke. Das war es schon.

Zwar hatte ich noch eine kleine Reserve für die Reisekasse, aber ich wollte mich durchschlagen. Trampen statt Bahn, Biwak statt Hostel, und ernähren wollte ich mich von der Natur am Wegesrand oder den weggeworfenen Früchten der Konsumgesellschaft. Ein No-Go war es, jemals ein Flugzeug zu benutzen. Nicht primär aus einem übertriebenen Umweltgedanken heraus, vielmehr wollte ich die Welt kennenlernen, so wie sie ist. Meter für Meter.

Mit jedem Tag wuchs die Vorfreude. Einerseits. Andererseits bekam ich aber auch die Flatter. Eigentlich war mein Leben in Berlin doch perfekt! Ich hatte Freunde, das Tanzen und das Klettern. Ich war glücklich. Und so gab es Tage, an denen ich traurig war, das alles hinter mir zu lassen. Bislang war ich noch nicht ein einziges Mal allein auf Reisen gewesen, hatte keine Ahnung, was mich erwartete, wie mir die Einsamkeit bekommen würde. Aber ich war streng zu mir. »Das ist dein Traum, und es ist deine Pflicht, diesem Traum nachzugehen«, spornte ich mich an. Ich musste es zumindest versuchen. Am 15. Juni 2022 ging es los.

Kapitel 2

ALLER ANFANG IST SCHWER

Maresa, meine erste Liebe, ist zu Besuch in Berlin. Wir hatten uns in London kennengelernt, ihr Bruder war mein bester Freund. Mittlerweile lebt sie in München, und irgendwann hat es Klick gemacht. Maresa entspricht so gar nicht dem Münchner Bussi-Bussi-Klischee. Sie ist taff, abenteuerlustig und wäre die perfekte Partnerin auf meiner Reise. Sie ist einen Kopf kleiner als ich und von sportlicher Statur. Ich mag ihre langen roten Haare, die ihr Gesicht mit der hübschen Stupsnase und den vielen Sommersprossen umrahmen. Famos finde ich ihre Attitüde. Am liebsten trägt sie die leicht verschmutzten Arbeitsklamotten von ihrem Vater auf. Dummerweise geht sie noch ein Jahr zur Schule. Aber wenigstens auf den ersten Kilometern will sie mich begleiten. Und so kommt es, dass ich meine lang geplante Solotour als Duo starte.

Zum Abschied haben meine Eltern und Oma Rosi ein großes Frühstück vorbereitet. Schließlich soll der Bengel ja nicht mit leerem Magen in die Welt aufbrechen. Sie wissen natürlich, wie gern ich esse, und vor allem, wie viel ich verputzen kann. Komischerweise habe ich an das letzte gemeinsame Morgenmahl kaum noch Erinnerungen. Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich aufgeregt war, vielleicht sogar ängstlich oder einfach voller Vorfreude. Wahrscheinlich war es eine Mischung aus allem. Nur ein Moment hat sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Nämlich der,

als ich die Hausschlüssel meinen Eltern übergebe. Wir stehen im Flur, an der Wand lehnt mein überladener Rucksack. All das, was nicht mehr hineinpasste, habe ich irgendwie angeknötet.

Wir alle sind den Tränen nahe. War meine Reise bislang etwas Abstraktes, eine Idee, ein Hirngespinnst gewesen, in diesem Moment wird sie Realität. Das Kind ist flügge. Mit 18 Jahren tausche ich mein wohlbehütetes Zuhause gegen ein Leben auf der Straße. Die Last des Abschieds wiegt in diesem Moment schwerer als mein Rucksack. Ich wanke die Treppen hinab, jeder Schritt meiner schweren Wanderstiefel hallt wie Donner. Als die Haustür ins Schloss fällt, schaue ich noch einmal die Fassade empor zu dem Balkon, von dem meine Eltern winken, dann trete ich aus dem Schatten des Hauses, und auf einmal verspüre ich eine unglaubliche Leichtigkeit. Ich bin tatsächlich unterwegs. Es ist ein Mittwoch, und die Sonne scheint von einem wolkenfreien Himmel.

Das erste Ziel ist keine 200 Kilometer entfernt. Auf dem Weg nach Süden will ich möglichst viele Freunde besuchen, und in Leipzig lebt Rajwa, eine Freundin aus London. Obwohl Maresa und ich das Deutschlandticket gelöst haben, beschließen wir, die Reise als echte Tramper zu beginnen, auch wenn wir das zuvor noch nie gemacht haben. Entsprechend dämlich stellen wir uns an. Am Rastplatz Michendorf platzieren wir uns direkt an der Auffahrt, recken unser selbst gemaltes Schild mit »Wir wollen nach Leipzig« und unsere Daumen in die Höhe, so, wie wir es schon Hunderte Male gesehen haben. Und erstaunlicherweise hält bereits nach wenigen Minuten der

erste Wagen neben uns an. Ein schicker BMW 5er Touring in Silbermetallic und Blau. Auf der Motorhaube prangt in großen Buchstaben das Wort POLIZEI.

Die Beamten sind für Berliner Verhältnisse recht freundlich: »Sag mal, ihr seid ein bisschen bekloppt, wa? Man läuft doch nich uff der Autobahn rum«, blafft uns einer der Beamten an. Es folgt eine Standpauke. Aber noch während wir dastehen wie kleine Schulkinder und uns belehren lassen, fährt ein Lkw im Schrittempo an uns vorbei. Der Fahrer signalisiert uns, ihm zu folgen. Das tun wir auch, als die Polizei nach einer Ermahnung wieder abgedüst ist. Der Trucker heißt Ralf und ist auf dem Weg nach Leipzig. Bingo! Allerdings gibt es ein Problem. Er hat nur einen weiteren Sitz, weshalb einer von uns die Fahrt in seiner Schlafkoje verbringen muss. Schnick-schnack-schnuck entscheidet. Ich weiß gar nicht, ob ich gewonnen oder verloren habe, jedenfalls liege ich wenig später in der Koje – und die ist wunderbar bequem. Sofort fallen mir die Augen zu. Als ich sie erneut öffne, sind wir in Leipzig. Jahrelang habe ich meiner Reise entgegengefiebert, und dann verpenne ich gleich die erste Etappe. Irgendwie typisch.

Mit unserer Freundin gab es ein Missverständnis. Während wir glaubten, wir könnten bei ihr pennen, schien das für die Eltern ein Tabu zu sein. Und so verbringen wir die erste Nacht bereits in meinem Zelt, irgendwo in einem Leipziger Park. Es ist ungewohnt und ungemütlich, und bei jedem Geräusch zucken wir ängstlich zusammen. Sagen wir mal so, es ist nicht die entspannteste Nacht. Mit der aufgehenden Sonne, gerädert und übermüdet, brechen wir

im wahrsten Sinne des Wortes unsere Zelte ab und machen uns auf den Weg. Aber nicht zur Autobahn, sondern zum Bahnhof. Ich bin noch keine 24 Stunden unterwegs, und schon knicke ich das erste Mal vor meinen Plänen ein.

In Weimar wohnt der nächste Freund – zum Glück in einer Studenten-WG. Und so können wir das Zelt diesmal im Rucksack lassen. Mir gefällt es dort so gut, dass ich gleich ein paar Tage bleibe. Maresa muss allerdings zurück nach München: Schulbeginn. Der Abschied fällt nicht sonderlich schwer, denn schon in zwei Wochen werden wir uns wiedersehen. München liegt auf meiner Route, und dort will ich gleich einen ganzen Monat bleiben. Wie gesagt, ich will es langsam angehen lassen.

München ist herrlich. Ich wohne bei Maresa und ihrer Mutter, tobe mich in den Kletterhallen der Stadt aus und jobbe in einer Eisdiele, während Maresa die Schulbank drückt. Wir haben eine wunderbare Zeit, und genau deshalb bekomme ich Bauchschmerzen. Nicht vom vielen Eis, sondern von den Schmetterlingen. Denn je mehr Zeit ich mit Maresa verbringe, umso inniger wird unsere Beziehung. »Das willst du jetzt wirklich aufgeben?«, frage ich mich in stillen Momenten und finde keine plausible Antwort. Also schiebe ich sie auf, denn noch habe ich Zeit. Der Plan ist, zusammen mit Maresa und ihrer Mutter in den Sommerferien nach Frankreich zu fahren. Anfang August geht es los. Überall, wo es schön ist, stoppen wir, fahren Kajak, wandern und haben eine tolle Zeit. Maresa und ich schlafen meist im Zelt, ihre Mutter in Hotels oder bei Freunden.

In Toulon erreichen wir das Meer. Ich sehe die vielen weißen Segel am Horizont, höre die Brandung, genieße die warme Brise, die mir ins Gesicht weht. Möwen kreischen, und ich atme das Salz in der Luft. Ich fühle mich frei und gleichzeitig wie ein Gefangener meiner Gefühle. Denn erst am Vortag habe ich Maresa das erste Mal zugeflüstert, dass ich sie liebe. Es war überhaupt das erste Mal, dass ich jemandem die magischen drei Worte gestanden habe. Wäre es da nicht bescheuert weiterzureisen?

Es ist ausgerechnet Maresas Mutter, die meine Entscheidung beeinflusst. Sie vermittelt mir die Nummer eines Seglers, der auf dem Weg zu den Kanaren ist. Begeistert rufe ich den Skipper an, mache aber keinen Hehl daraus, dass ich noch nie gesegelt bin. Edward sieht darin kein Problem, will aber noch keine verbindliche Zusage treffen. Er schlägt vor, dass wir uns im Oktober in der Nähe von Lissabon treffen. »Wenn es zwischen uns passt, passt's. Wenn nicht, dann nicht«, sagt Edward. Ich mag seine direkte Art. Unglaublich, kaum gestartet, habe ich vielleicht schon ein Boot gefunden, das mich bis auf die Kanaren mitnimmt. Ich sehe es als Omen.

Am letzten gemeinsamen Abend in Toulon fläzen Maresa und ich uns auf einem ausklappbaren Sofa im Wohnzimmer einer kleinen Ferienwohnung, die ihre Mutter gemietet hat. Trotz später Stunde liegen wir wach, Tausende Gedanken wabern durch meinen Kopf. Es ist ein komisches Gefühl zu wissen, dass ich ab morgen ganz auf mich allein gestellt sein werde. Plötzlich blickt Maresa mir tief in die Augen. »Vielleicht ist ja heute der richtige Tag für ...«, stoppt sie mein Gedankenkarussell. Ich weiß sofort, was sie meint,

und nicke: »Klar, lass es uns einfach ausprobieren. Wenn nicht heute, wann dann?« Ein Lächeln huscht über Maresa Gesicht. »Bist du dir sicher?«, fragt sie noch einmal, springt aber gleichzeitig auf und kramt in ihrem Rucksack nach der Nadel. Seit wir zusammen sind, haben wir diese verrückte Idee – und sind entsprechend vorbereitet.

»Das kann aber wehtun«, warnt Maresa.

Ich winke ab: »Nein, wir machen das jetzt.«

Maresa bereitet die Nadel akribisch vor, desinfiziert sie. Nicht dass ich mir zum Abschied noch eine Infektion einfange. Dann legt sie Musik auf. Ich ziehe mir das Shirt vom Leib, drehe mich auf die Seite.

»Bleibt es dabei, was du haben willst?«, fragt Maresa.

»Klar«, sage ich. »Den Salamander.«

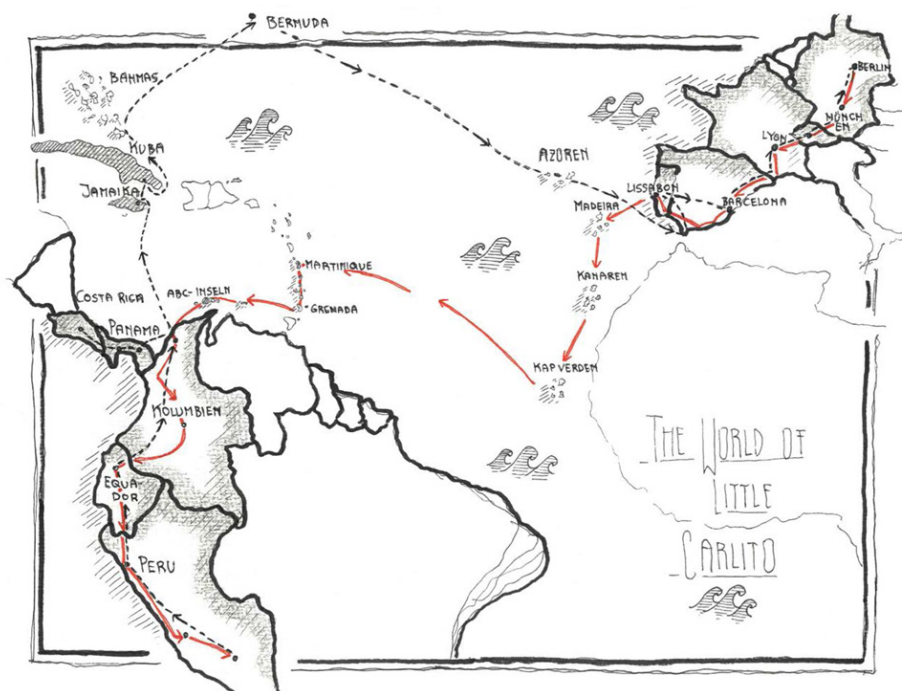
Salamander sind meine Lieblingstiere. Beim Klettern sind sie mir oft begegnet, und ich bewundere sie für ihre tollpatschige Eleganz, wenn sie schroffe Felswände erklimmen und es aussieht, als klebten sie am Stein. Wann uns die Idee gekommen ist, gegenseitig Tattoos zu stechen, kann ich nicht mehr sagen. In einem Stoffladen hatten wir eine große Nähnadel gekauft, im Internet die passende Tinte bestellt, aber nie den richtigen Zeitpunkt gefunden, unseren Plan in die Tat umzusetzen. Jetzt, an unserem vorerst letzten gemeinsamen Abend, ist es endlich so weit.

Maresa tunkt die Nadel in die Tinte und setzt zum ersten Stich an. Der Salamander soll unterhalb meiner rechten Achsel über den Rippen entlangkraxeln. Als die Nadel erstmals unter meine Haut fährt, schreie ich auf. Maresa lacht und wischt einen Blutstropfen von meinem Körper.

»Weitermachen?«, fragt sie.

diesem Tag im Bulli meiner Eltern ein anderes Hörbuch gehört hätte.







JENS BRAMBUSCH ist Segler, seit er denken kann. Viele Jahre recherchierte er als Investigativreporter für renommierte Wirtschaftsmagazine, bevor er 2018 seinen Job an den Nagel hängte. Seitdem lebt er auf einem Segelboot – zuerst im Mittelmeer, aktuell in der Karibik. In Las Palmas traf er auf **CARL BECCARD**, der auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit in die Karibik war. Jens wiederum brauchte noch ein Crewmitglied. Und so kam es, dass Carl auf der *Dilly-Dally* mitsegeln durfte. Mit »Carlito«, dem er half, seine Geschichte aufzuschreiben, verbindet ihn bis heute eine tiefe Freundschaft.



»Fast jeden Tag begleiten uns Delfine, springen und toben an unserem Bug, und wenn mal keine Delfine zu sehen sind, dann sichten wir Wale. Es sind diese magischen Momente, von denen ich geträumt habe. Ich fühle mich zu